

Vater

Autor(en): **Voigt-Diederichs, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vater.

Von Helene Voigt-Diederichs.

Hanna Witt und Fritz Jeß waren sich gut, und da wurde nicht lange überlegt, ob die Seelen zueinander stimmten. Ein schlichtes, ernstes Wort, und die Sache war abgemacht. Nach acht Jahren waren sie so weit, daß sie heiraten konnten. Als sie Hand in Hand aus der Kirche traten und der Maiensonntag durch das Lindenlaub auf die grünen Gräber fiel, meinten sie, nun würde die schönste Zeit ihres Lebens kommen.

Und in gewisser Weise kam sie auch. Die beiden hatten sich ja lieb, und wenn sie sich plagten und mühten, so taten sie's doch in der eigenen Wirtschaft. Der harte Frondienst des Tages und der Nächte bleierner Schlaf ließen keine schlaff machende Sehnsucht nach einem anderen Leben wach werden.

Die kleine Bauernstelle warf so wenig ab, daß es kaum zum Sattwerden und Pachtzahlen reichte. Und wie oft kamen in den ersten Jahren dänische oder preußische und österreichische Soldaten und nahmen den letzten Bissen mit!

Bei Brot und Kartoffeln wuchsen die Kinder auf — die Buben frisch und arbeitslustig, flink und anständig die Mädchen. Alle mußten tüchtig mit heran. Bald brauchte Mutter nicht mehr am frühen Morgen zum Melken hinaus auf die Wiese. Junge bloße Füße, denen das taunasse Gras keinen Schaden tat, nahmen es ihr ab. Und die alten halbblinden Ackergäule bekamen einen Lenker, der in seiner Jugendfrische schlecht zu ihrer Gemächlichkeit paßte.

Berta, die älteste von den sieben Geschwistern, verließ die Schule, als der kleine Theodor vier Jahre alt und so auch schon aus dem Größten heraus war. Da starben drei Buben und ein Mädchen an der bösen Halskrankheit, die fast in jedem Vorfrühling ins Dorf kam und ihre Opfer wollte.

Es gab viel Trauer und Weinen in der Sachsenburg, bis allmählich Zeit und neue Sorgen den Stachel stumpf machten. Und es hätte immerhin ja noch schlimmer sein, statt der vier hätten sieben kleine Gräber nötig sein können.

Mutter machte keinen Unterschied in ihrer Liebe zu den Geretteten. Aber Vater. Sein ganzes Herz hingte sich an Theodor. Nicht weil er jetzt einziger Sohn war, wie Mutter der Nachbarin gegenüber entschuldigend meinte.

Aus jener Nacht stammte es, in der Vater drinnen am Krankenbettchen kniete und eine zuk-

kende kleine Hand zwischen seinen Fingern hielt. Da wurde ein längst vergessener Gott hervorgesucht und geschrien und gefleht um das Leben des röchelnden Kindes. Vier kleine Leichen trug man aus dem Hause, aber der Bauer folgte keiner einzigen. Es war ihm, als dürfe er nicht weg, bis der Tod seine ausgestreckte Hand zurückgezogen.

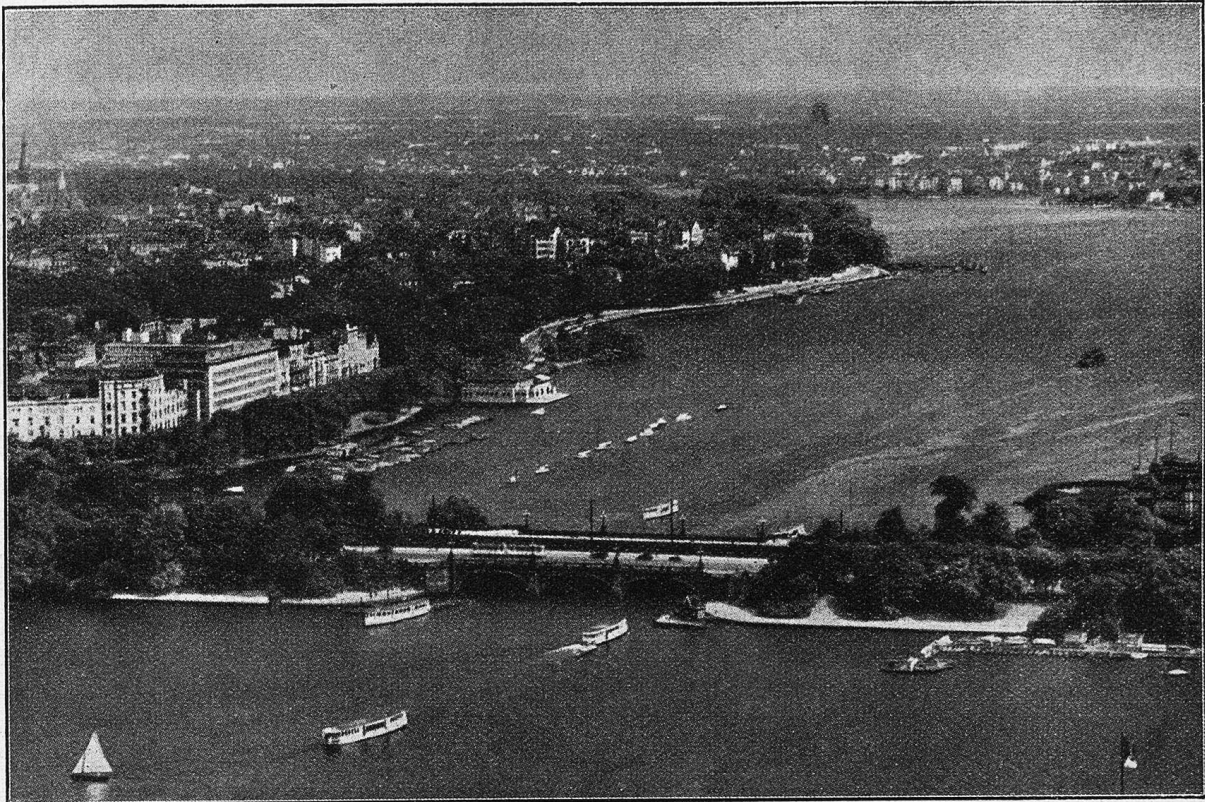
Theodor und zwei Mädchen hielten es durch, aber für Vater gab es von jetzt an eigentlich nur den Jungen. Berta und Dora blieben auch nicht lange mehr im Hause. Sie mußten sich früh in fremde Menschen schicken lernen. Das hielt nicht schwer. Arbeiten und gehorchen konnten sie und waren nicht daran gewöhnt, mit Handschuhen angefaßt zu werden.

Berta heiratete den Dorffschullehrer, einen Witwer mit vielen Kindern. Da ging Dora nach Hamburg und nahm dort einen Dienst an, bis nach ein paar Jahren ein schmucker Ewerführer sie zu seiner Frau machte. Nun wohnten sie in Blankenese im eigenen Häuschen. Mutter fuhr einmal hin und kam stolz und strahlend zurück. Sogar einen Balkon hatte Dora mit roten Sirupsblumen und dem freien Blick auf den breiten Fluß. Und siebenunddreißig Stufen mußte man am Abhang hinauffklettern, wenn man ins Haus wollte...

Theodor sollte nicht fort. Zeitlebens wollte Vater ihn bei sich behalten. Aber das paßte dem Jungen nicht. Er hatte das bewegliche Blut der Mutter und durchaus keine Lust, an der Scholle kleben zu bleiben.

Er schlich sich oft von Arbeit oder Spiel fort, hinaus auf die niedrigen Sanddünen und sah den Schiffen nach, die weit draußen im Meere hingen. In Sturm und Wetter stand er da, oder wenn die Mittagsglut über dem wogenden Wasser und den wogenden Feldern schief und die geköpften Pappelstümpfe so kurze, kolbenförmige Schatten auf das bleiche Binsengras warfen. Oder auch an Winterabenden, wenn der Mond in der Luft hing und auf die Eisgletscher am Strande grünsilberne Lichttropfen fielen.

Theodor bekam geradezu Heimweh nach der blauen, endlosen Meeresferne. Drei Monate nach seiner Einsegnung verschwand er und kam erst nach sechs oder sieben Jahren im blauen Matrosenzeug mit flatternden Mützenbändern und offener, braunroter Brust zurück.



Hamburg. Lombardsbrücke und Außenalster.

Mutters Haar war schwarz und glänzend geblieben und sie selber flink und gesprächig wie immer. Nur ihre Augen hatten kleine rote Adern bekommen und waren etwas tiefer in den Kopf gesunken.

Vater brachte das Saugfüllen zum Pferdemarkt in die Kreisstadt und konnte erst spät am Abend zurück sein.

„He is nuh fähnisch up di, Thete, wil du em utneit büst. Ik häw jümmer seggt: ‚Vater, lat den Jung duch.‘ Awers mit em wär ja rein nix uptostelln. Wenn du schrewn häst, hätt he din Breesen ni lesen wullt und wenn de Lüd na di fragt häwt, hätt he de Kupp schüddelt und sit ümdreihst . . .“

Theodor ging den Weg entlang, den Vater kommen mußte. Am Kreuzweg sprang er auf ein bankartiges Gerüst und setzte sich zum Warten zwischen die blechernen Milchkannen, die der Wagen der Genossenschaftsmeierei abholen sollte. Hinter ihm auf dem Knick wuchs Strauchwerk von blühenden Ebereschen. Die gelblich-weißen Dolden berührten seine Schläfen.

Er saß lange. Und schließlich sah er einen weißhaarigen, gebeugten Mann kommen, der

langsam die müde, traurige Stute am langen Zügelende nachzog.

„Badder . . .“

Theodor sprang hinunter in den staubigen Weg, und der Alte hob die wimperlosen Lider. Zweifelnd sah er den jungen Matrosen an, der in der roten Abendglut vor ihm stand.

„Thete! . . .“ Er ließ den Zügel fallen und hob die Hand. Aber plötzlich wurde sein aufleuchtender Blick streng und anklagend. „Wat willst du? . . .“

Theodor sah dem Alten nach, der starr und stumm weiterzog.

Nachher gingen Mutter und der Junge an den Strand. Vater saß mit seiner kalten Pfeife auf der Bank unter der blühenden Kastanie, sah den Schwalben zu, die unter dem vorspringenden Pappdache des Schuppens ihre Nester hatten, und dachte an jenen Morgen, an dem seine Frau gekommen war: „Thete is de ganze Nacht öwer ni in’t Hus wesen . . .“ Solcher Kummer und solche Enttäuschung bleiben haften.

Vater konnte in der Nacht nicht schlafen. Erst als er mit sich einig war, dem Sohne beim Gutenmorgensagen die Hand zu geben, fielen ihm die Augen zu.

Als er am Morgen den Knebel seiner stähler-
nen Uhrkette durchs Westenknopfloch zog, kam
Hanna herein.

„Thete is dumorgn int Schummern all wel-
ler torüg gahn na sin Schipp. Wenn du duch
nix bun em weten willst, hätt he keen Smaaf
darup, hier in't Hus herüm to liggn . . .“

„Hätt he ni seggt, dat du mi gröten schullst?“
fragte Frik Jesh mit aufsteigender Angst.

„Nee, wo schull he dat? Du häst em jo ni
mal Gudndag seggt . . .“

Von dieser Stunde an schien der Bauer fast
vergessen zu haben, daß er einen Mund hatte.
Nur der Knecht bekam die notwendigsten Anwei-
sungen. Marie, Bertas Stieftochter, war schon
einige Wochen im Hause, ohne ein Wort von dem
Alten gehört zu haben.

Mutter gewöhnte sich daran, auf ihre Fragen
keine Antwort mehr zu bekommen. Sie tröstete
sich mit ihrem Gemüsegarten. Jetzt hatte sie nicht
nur Zeit, ihn ordentlich zu bestellen, ihr blieb
auch noch Ruhe, sich über die keimenden Säme-
reien zu freuen. Und die Erbsenbeete liefen auch
viel besser auf, seitdem jemand da war und die
Spazien verjagte.

Nach sieben Monaten legte der Postbote außer
dem „Schleiboten“ noch einen Brief draußen
auf die Futterkiste. Er kam von Theodor aus
Südamerika und war nach alter Weise an Mut-
ter gerichtet. Aber diesmal wurde nicht wie frü-
her Vaters Name darin genannt. Ein Bild lag
dabei, das einen hellhaarigen Matrosen und ein
schönes dunkles Mädchen vorstellte.

„Wenn du diesen Brief liest, ist sie schon meine
Frau,“ schrieb Theodor. „Wir bleiben in Monte-
video wohnen . . .“

„O nee, sun smucke Mäten,“ jauchzte die Alte
mit ihrer hellkreischenden Stimme und wollte
ihrem Manne das Bild zeigen. Der lehnte mit
dem Rücken an der warmen Ziegelsteinverklei-
dung des Ofens und schüttelte dumpf und mür-
risch den Kopf. Dann ging er langsam hinaus,
dem Knechte beim Häckfelschneiden zu helfen.
Aber vorher paßte er noch auf, wohin Hanna
das Bild legte.

Abends in der Dämmerung ging Mutter fort.
Sie hatte Vaters lange Stiefel an, denn der
Schnee lag zu hohen Bänken zusammengeweht
zwischen den Knicks und durch mußte sie. Beim
Schullehrer war vor ein paar Wochen ein Klei-
nes angekommen und noch immer lag Berta
schwer krank.

Frik Jesh zündete die schwitzende Petroleum-

lampe an, schob das blauweiße Wachstuch vom
Tisch und holte das Bild aus dem Nähkasten.
Ganz flüchtig nur glitt sein Blick über das Mäd-
chen, aber er blieb wohl eine Viertelstunde an
dem Matrosen hängen.

Der Alte stand auf, holte Papier und Tinte
und wollte schreiben. Aber die ungeübten Gedan-
ken und die ungeübten Finger gehorchten nicht
mehr. So konnte nichts aus dem Briefe werden.
Das Bild kam wieder an seinen Platz zurück,
doch erst in dem Augenblick, wo Mutter draußen
auf der Tenne den geballten Schnee von den
Füßen stieß.

Der Sommer kam. Man konnte aus dem Stu-
benfenster sehen, wie sich die zackigen Disteln
allmählich über die spitzen Gerstenhalme hoben
und wie der grüne Kranz des Schneeglöckchen-
beetes von Tag zu Tag mehr zusammen-
schrumpfte.

Mutter ging manchmal zu einer Nachbarin,
aber Vater verließ den Hof nicht. „He is en beten
wunnerli,“ sagten die Leute und hoben die Hand
an die Stirn, wenn von ihm die Rede war.

Abend für Abend holte der Alte aus dem
wohlverschlossenen Eichenspind ein Fernrohr, das
er in jungen Jahren aus der Schlacht bei Idstedt
heimgebracht. Damit kletterte er auf den sandi-
gen Hügel und spähte auf das Meer hinaus.

Am liebsten tat er das bei sonniger Luft an
den durchsichtigen Herbsttagen, wenn die Welt
so unendlich groß schien und jeder Ton etwas
feierlich Hallendes hatte. Jedes Ruderboot und
jeder segelbehängte Fischerkahn wurde betrachtet.
Zuweilen zog auch ein keuchender Frachtdampfer
von Dänemark her auf den fernen Kieler Hafen
zu. Oder da, wo der hohle Himmel sich auf das
blaustrahlende Wasser legte, erschien der helle
Körper eines Kriegsschiffes mit der schwarzen,
flatternden Rauchfahne über sich.

. . . Und dann dachte er an Theodor und an
die dumme Feder, die nicht über das Papier zu
bringen war.

Fünf stille, einförmige Jahre. „Meine Theresa
ist gestorben,“ hieß es dann in einem Briefe von
drüben. Mutter weinte — so wie damals, als
der alte Kaiser starb, den sie nie gesehen und
doch so geliebt hatte. Vater blieb ganz gleich-
gültig.

Nach einigen Monaten schrieb Theodor wie-
der. „Ich will zurück nach Deutschland. Das Zie-
ber sitzt auch in mir, und wenn sie mich hier in
die Erde legen, wer kümmert sich dann um Jua-

nito? Und nun quält es mich doch, daß du meinst, Vater würde es nicht mehr lange machen . . .“

„O, hier wüllt wie em wull torecht kriegn!“ freischte Mutter und machte einen Freuden-sprung nach dem anderen. Dann tauschte sie ihre Pantoffeln um, die immer zum Wärmen am Herde standen. Wenn nur die Füße warm waren, fühlte sie sich jung wie ein Mädchen von sechzehn Jahren. Mit dem Husten war's ja so viel besser geworden, seit sie das Katzenfell auf der Brust trug . . .

Absichtlich verzog Vater die Mundwinkel, wenn er seine Frau in Garten und Haus umher-wirtschaften sah. „Du bußt wull untklok, Dlsche“ — so viel hatte er seit Monaten nicht gesagt.

Mutter war ganz glücklich darüber. Sie weißte jetzt in der Dachkammer die Wände. Das heißt, eigentlich bekamen sie eine rechte Himmelsfarbe, denn vor lauter Hast und Aufregung war zu viel Blau in den Kalkimer gekommen. Buntblu-mige, brettsteife Gardinen wurden vor das loken-artige Fenster gehängt.

Lieber Herrgott, was tut man nicht für einen Sohn, der nach Hause kommt!

Aber statt seiner kam nach einigen Wochen nur ein Brief, gerade als der Kastanienbaum vor der Haustür seine hellen Freudenlichter auf-steckte. Den Brief hatte Dora geschrieben.

„Seid man nicht traurig, liebe Eltern, Theodor ist auf der Reise tot geblieben. Er war schon all die letzte Zeit dicht vor, sagte der Mann, der uns das Kind hergebracht hat. Fünf haben wir auch, aber einerlei, wir wollen ihn rechnen wie unser eigenes . . .“

Diesmal weinte Mutter den ganzen Tag, und als sie Vater den Brief vorlas, brach ihm das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Zähnen durch.

„Nu liggt he deep int Water,“ sagte er nach-her zu der schwarzgelben Kaze, die in der Trauer-esche saß und auf Sperlinge lauerte.

Ende Juli, eben vor der Roggenernte, wollte Dora kommen. Der Knecht mußte sie im einspän-nigen Stuhlwagen von der Bahn holen.

Mutter nahm sich zusammen. Man sitzt doch nicht und flennt, wenn man auf Besuch wartet. Als sie in den Garten ging, ein paar rote Mel-ken für die henkellose Tasse zu holen, humpelte Vater mit dem Fernrohr in der Hand dem Strande zu. Langsam kam er zurück, nachdem er den Wagen schon eine gute Weile hatte rollen hören.

Auf der Lehmdiele kam ihm Dora entgegen. „Kiel, Vadder, dat 's Thete sin!“ sagte sie und zeigte auf den kleinen schwarzhaarigen Buben, den sie an der Hand führte.

„Thete sin?“ Der Alte starrte einen Augen-blick verständnislos in die nachtdunklen Kinder-agen. Dann dämmerte es ihm — ach ja, ein Kind war dagewesen. Aber wie fremd und scheu es aussah!

Mutter mußte nach dem Kaffee sehen, der in der Küche auf dem Dreifuß stand. Dora ging mit. Das Kind wollte lieber im Zimmer bleiben und mit der Kaze spielen.

„Wat is Vadder old wordn!“ meinte Dora draußen in der Küche.

„Jo, he is rein so kümmerli — dat mit Thete hätt em ok 'n böse Stot gewon. Und en beten ple-gen lött he sik ja avslut ni . . .“

Matt und hinfällig saß Vater im Lehnstuhl und beobachtete den Jungen. „Johann“ hatte Dora zu ihm gesagt. Damals im Briefe hatte doch etwas anderes gestanden.

Nein, kein Zug von Theodor. Allein schon das schwarze Haar! Das Sonnenlicht fiel darauf und machte es fast noch dunkler. Leise sprach das Kind mit der Kaze. Die Töne kamen so tief aus der Kehle, und nur ganz selten war ein richtiges plattdeutsches Wort herauszuhören.

Vater lehnte sich zurück und versuchte sich sei-nen Theodor im gleichen Alter vorzustellen. Dann kam es: damals als er nach der Halskrankheit zum erstenmal aufstehen und in die Stube kom-men durfte. Matt und unsicher trippelte er um-her. Sein Gesicht mager und so weiß, wie die aufrechtstehenden Halstuchzipfel. Neugierig sah er von Stuhl zu Stuhl, rieb mit den Fingern an der Kalkwand und malte dann damit auf seinen dunklen Höschen. Nun stand er da ja wieder vor den Laubfröschen im grünen Glashafen und hob den großen Apfel ab, der darauf lag . . . ob er die schwarzen Haare und das viele Heimweh in den Augen denn in der Krankheit bekommen hatte?

Nun, vielleicht weil er so lange weg gewesen war. Die Sonne hatte es wohl getan und die Sehnsucht. O gottlob — da stand er ja wieder als kleines Kind und konnte von vorn anfangen und werden, was er werden wollte . . . und Vater konnte den müden Kopf hinlegen und frei und leicht sterben . . .

„Thete . . .“

Der Alte streckte die kraftlosen Hände nach dem Kinde aus. Das sah verwundert auf, näherte

sich um zwei Schritte und trat dann wieder einen zurück, bis es weiter vorkam und zuletzt zaghaft auf die Knie des alten Mannes kletterte.

Schüchtern fingen weiche, kleine Hände an, die welken Wangen zu streicheln und die erste von tausend ungeweinten Tränen hervorzulocken.

Mutter und Dora waren ganz verblüfft, als sie mit Kaffee und Kuchen hereinkamen und Vater ihnen warnend und beschwichtigend die Hand entgegenhob. Sein Gesicht hatte einen freien, heiteren Schimmer, wie er so dasaß und auf das schlafende Kind niedersah.

„Mudder, Thete is wellerkamen. It hãw dat ja wüßt un jede Dag na em utkfiect. Und da kãm en und sã, he wãr dot . . .“

Den ganzen Abend blieb er sitzen, bis Dora kam und das Kind ins Bett brachte. Da beugte

er sich ein wenig vor und sah still und glücklich den Weg entlang, der durch das hohe Roggenfeld dem Strande zuführte. Matt und schläfrig spielte die Luft mit den reifen Ähren. Zuweilen ließen sie ein wenig Meeresblau durchschimmern oder ein paar rotüberglühete Schiffssegel. Und Thete sollte nie mehr heimlich da hinunter müssen . . .

Die Frauen saßen im Garten und sprachen davon, daß Vater doch schon wirklich ein bißchen schwach im Kopfe würde. Dann gingen sie ins Zimmer zurück und Dora legte eine Handvoll gelber Stachelbeeren vor den Träumenden auf das Fenstersims.

„Magst ni eten, Vadder?“

Nein, er mochte nicht. Er war da, wo man nicht mehr zu essen braucht.

Das Lied.

Kein Segel lebt auf dem blanken Meer,
Wildgänse rudern aus Norden her,
Der Wolke freie Wandergesellen
Trompeten über den weiten Wellen.

Von den Dünen herab, wo dem wehenden Sand
Die Distel trotzt, übern einsamen Strand,
Wo der Tütoegel läuft und die Möwen jagen
Und des Klippers versandete Rippen ragen,

Vom Dünenkamm singt des Schiffers Kind
Seine junge Lust laut in den Wind,
Ein altes Lied, das die Mütter schon sangen,
Und die Väter, die draußen ins Grab gegangen.

Das klingt wie Sturm, wie der Wildgänse Schrein,
Ein Wikingerhorn dröhnt hell darein,
Schwertschlag, Schildklang und der Wellen
Brausen, die stürzend am Strand zerschellen.

Halt dich still, Lauscher im Grund!
Die Freiheit singt aus Kindermund
Ihr Lied, darunter die wundervollen
Ewigen Meerakkorde rollen. Gustav Falke.

Die Stiefel des Strandwäschers.

Eine Seemannsgeschichte von Holger Drachmann.

Die Nvensen begann zu erzählen:

Es sind schon an die dreißig Jahre her —, damals gab es noch Dorsche im Fahrwasser, nicht nur Schellfische. Da war ich denn draußen im Boot mit Jens Split und Hans Bunke, der später in Amerika ertrunken ist. Wir hatten schon mehrere Duzend Dorsche im Boot, da zog es auf einmal die Leine ganz straff hinunter.

„Nun, zieh' doch an!“ sagte ich zu Jens.

„Ist das aber schwer,“ meinte er. „Was mag es wohl sein?“

Er zog an, ich aber richtete den Trog zurecht, in den die Angeln gelegt werden sollten, denn ich meinte, es wäre ein sehr großer Dorsch.

„Schau einmal, ist das ein Kerl!“ sagte Jens, der das Netz eingezogen hatte.

Ich hob den Kopf und spähte hinaus auf die Wasserfläche.

Da kam zuerst ein gebogener Arm mit einer Hand zum Vorschein, dann wurde die Brust und ein Stück vom Rinn sichtbar. Plötzlich aber sanken Brust und Arm wieder ins Wasser zurück, denn eine zweite Angel hatte sich weiter unten in die Hose festgehalt, und es tauchten nun ein Paar Stiefel auf, gerade gegen die Bootsseite zu.

Ich riet Jens, die Leine langsam einzuziehen. Und nun kam der Mann zum zweitenmal an die Oberfläche, steif und lang; er stand fast aufrecht im Wasser.

Wir zogen an, packten ihn und schleppten ihn in den vorderen Teil des Bootes. Dort richteten